

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ein mitteldeutsches Waldrevier. Sonst und Jetzt. Von Berthold Sigismund

[urn:nbn:de:bsz:31-337023](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337023)

Ein mitteld deutsches Waldrevier

Sonst und Jetzt.

Von

Berthold Sigismund.

„Die gute alte Zeit!“

Aus dem Munde deutscher Bauern vernimmt man heutzutage diesen Ausruf fast nie; ja sie würden, wenn nicht der Volksglaube das Leben als gefährliche Herausforderung des neidischen Schicksals betrachtete, vielmehr die neue Zeit als die gute preisen. Dagegen lassen die Bürger kleiner Städte und noch häufiger die Bewohner solcher Gebirgsdörfer, für deren wirtschaftliches Leben der Wald den Acker an Bedeutsamkeit überwiegt, nicht selten jenen Stoßseufzer hören.

„Die gute alte Zeit!“ So klagt der schlichte Gebirgsmann. „Da war das Holz spottwohlfeil, Schnitzer und Sägemüller, Eisenhämmer und Glashütten erhielten zu geringem Preise Stämme und Scheite, so viel sie begehrten; da wurde es im Forste nicht so genau genommen, man durfte nach Belieben Leseholz und Streu sammeln und nach Herzenslust Vögel fangen, der Arme bekam ein Stück Waldboden zur Rodung, um sich ein Ackerchen zu erwerben. Das ist Alles anders geworden, der Wald ist arm und der Förster karg und streng.“ —

„Die gute alte Zeit!“ so seufzt auch der Freund der wilden untrüchtigen Waldnatur. „Sonst wechselten im Forste Staatshirsche, deren sechszehnerdige Geweihe den Saal eines Königsschlusses schmücken würden; sonst prasselten Eber durch die Dickichte und der Jäger konnte ein Abenteuer mit Bären und Wölfen bestehen. Frischgrüne Kronen von Buchen und Eichen mischten ihr Säuseln in das Brausen der dunkeln Wipfel von Fichten und Tannen, im tiefen Schatten erwuchs die düstere Eibe. Wie nüchtern ist es jetzt im Walde! Unzählbare Fichtenwipfel drängen sich zum einseitigen Fichtenmeere zusammen, die Tanne ist selten geworden, nur spärlich ragt ein Laubbaum zwischen dem Nadelholz empor, die Eibe ist ausgestorben. Der Forst ist in eine zahme Baumshule umgewandelt. Nirgends hallt mehr das Hifthorn, selten hört man das Orgeln eines Hirsches; das Schröcken eines Rehbockes ist fast schon ein Ereigniß im

stillen Walde. Der Förster, der jetzt statt der Flinte einen Zollstab, statt des Hirschjägers ein Pflanzzeißen trägt, ist kein echter Waidmann mehr. Wo sind sie hin die wohlgenuthen Erbförster, jene stahlfesten, franken, immer fröhlichen Waidmanns-Naturen? Die heutigen Forstleute sind schreibende, rechnende und messende Beamte, viel gebildeter, aber auch viel verweichlichter als ihre Vorfahren. Sah ich nicht in einer Firschkütte, wo man zur Balzzeit übernachtet, unter der Britische Gummiüberschuhe stehen, die sich der Gehilfe bereit hält, wenn er über das feuchte Moos schreiten muß? Gummischuhe bei einem jungen Jäger — die Alten würden sich im Grabe umwenden, wenn sie es erführen und seufzen: Hin, auf ewig dahin ist die gute alte Zeit!

In der That sind diese Seufzer über das Jetzt keineswegs grundlos. Die gute alte Zeit des Waldes ist wirklich dahin. Der Forst ist kein Urwald, der Förster kein Waidmann mehr; das Mittelalter, das sich im Walde weit länger erhalten, als in Feld und Flur, in Dorf und Stadt, ist für die meisten deutschen Gebirge in den letzten Menschenaltern zu Grabe gegangen.

Der geneigte Leser, den es anzieht, diese Wandlungen der deutschen Forsten zu verfolgen, wird zum Besuch eines mitteldeutschen Revieres eingeladen.

Vor dreihundert Jahren waren die sanften Berggrüden und steilen Hänge der vielgewundenen Thäler unseres Gebirges von buntem Urwald bedeckt. Keine menschliche Ansiedelung war in dem meilenweiten Gebiete zu finden, als etwa eine armselige Herberge an der alten Handelsstraße, welche über den höchsten Gebirgsrücken hinweg aus Süddeutschland nach Norden führte. Den Nürnberger Fuhrleuten mag es vor der mühseligen Wegstrecke gegraut haben, die Meilen lang durch öde Forsten führte, in deren Dunkel Bären und Luchse hausten. Das Innere der Wäldungen betrat nur selten ein abenteuernder Waidmann. Oft war das Durchbringen eines Forstbezirkes schier unmöglich, da vom Sturm ungerissene Bäume dichte Berhaue bildeten.

Die ersten Menschen, welche in den Thälern der Landschaft einen längeren Aufenthalt nahmen, waren Goldwäscher, die angelockt von den geheimnißvollen Lobpreisungen wandernder Venetianer Flüsse und Bäche durchsuchten und die ersten Bäume des Urwaldes fällten, um sich Blochhäuser zu erbauen. Mehrere Jahrhunderte lang wurde wiederholt Kraft und Geld auf den Gewinn des lockenden Metalles verwandt, zur Bearbeitung der Gruben sogar Mannschaft aus Ungarn verschrieben; aber die Ausbeute lieferte klos einige Denkmünzen, die theuer genug kamen, und das Unternehmen blieb ohne nachhaltigen Einfluß auf die Urbarung des Gebirges. Nur die Namen der ehemaligen Seifenbäche und einige mit Brombeeren überwachsene Halben blieben als Reste des gehofften Goldlandes.

Dauernden Einfluß auf die Zustände des Gebirges gewannen dagegen die Saigerhütten, Blasdöfen und Eisenhämmer, welche im 16. Jahrhundert von fremden Kaufleuten angelegt wurden. Wahrscheinlich hatten die Diener reicher Kaufherren auf ihren Reisen längs der Gebirgsstraße die Gelegenheit erpäßt, reiche Forste gewerblich anzubenten. Die Landesherren nahmen die willkommenen Ansiedler freundlich auf und gewährten ihnen werthvolle Vorrechte. So erhielt ein Unternehmer im J. 1566 für sein Hüttenwerk ungemessene Mengen Brennholz zu einem Groschen die Klafter zugesichert.

Neben diesen Werkstätten entstanden im 17. Jahrhundert auf den Gebirgsrücken mehrere Glashütten durch eingewanderte Böhmen und Schwaben, von denen mehrere ihre Heimat wegen Religionszwang verlassen hatten. Freudig sangen sie jeden Morgen ihre Chorale vor dem glühenden Ofen der Glashütte, um welche bald ein Dörflein von Schindelhütten erwuchs. Pottasche und Brennholz lieferte der Forst in reichlichem Maße; die Umgebung des Dorfes durfte in Wiese und Feld verwandelt werden.

Zu Anfang des dreißigjährigen Krieges, da schon alle jetzt vorhandenen Dörfer bestanden, waltete hier ein reges, frisches Leben. Bergknappen, Hüttenleute und Glasbläser hatten vollauf zu thun, die Grundbesitzer wünschten noch mehr gewerbliche Unternehmer herbei, um die ungehobenen Schätze ihrer Wälder auszunutzen. Allein durch den unseligen Krieg kamen, wenngleich die Söldnerhorden nicht in diese entlegenen Bezirke drangen, viele Gewerbe ins Stocken und der Bergbau versiel, um nie wieder zu regem Leben zu erwachen.

Anfangs stand diesem Waldgebiete, das mehrere Geviertmeilen umfaßte, ein einziger Förster vor; erst im 17. Jahrhundert fand man nöthig, das große Ganze in mehrere Reviere zu theilen.

Treten wir durch die Thür eines durch seine Giebelgeweihe kenntlichen Forsthauses, um das Leben der damaligen Förster kennen zu lernen!

In der Hausspur hängen und lehnen wunderliche Netze, Tücher und Fallen, die Wände der Stube sind mit Geweißen, Adlerfängen und anderen Siegeszeichen geschmückt, neben altväterischen Gewehren hängt das blanke Hirschhorn. Der Förster ist auf der Pilsch, der Lehrling „arbeiter“ Hunde zu Schweißhunden zu.

Der arme Junge, der aus Lust am Waidmannsleben den grünen Rock angezogen, hat eine saure Lehrzeit zu bestehen. Zu Hause muß er allerlei knechtsdienste verrichten, Waidmannsprüche und Hornsignale auswendig lernen und vor allem die Hunde warten und dressiren. Macht ein Leithund im Walde dumme Streiche, so wird oft der Lehrling härter gestraft, als der Verbrecher. Trost und Glück findet der Jüngling auf der Pilsch, wo er trotz üblem Wetter und bitterm Hunger die Waidmannskünste zu erlernen strebt. Endlich ist die

dreijährige Lehrzeit abgelaufen. Der „Lehrprinz“ hält vor den eingeladenen Waidwerksgeossen eine Anekdote. „Nachdem ich gegenwärtigen N. N. drei Jahre lang in edlen Waidwerke exerciret, selbiger auch darinnen ziemliche Fundamente gelegt, als habe ich denselben nach altem Waidmannsgebrauch seiner Lehrjahre nunmehr entlassen und hiemit wehrhaft machen wollen.“ Er gibt seinem Zögling einen Backenstreich und spricht zu ihm: „Dies leidest du jetzt von mir, aber hinfort nicht von mir, noch von einem Andern mehr!“ Dabei überreicht er ihm den Hirschfänger. Dann blasen die versammelten Jäger ein Stük auf dem Hülsthorn, wünschen Glück und setzen sich zum Schmause.

Der Jägerbursch, ausgerüstet mit einem künstlich verschönerten Lehrbriefe, suchte nun „seine Fortun“ bei einem Förster oder noch lieber bei einem hochadligen Herrn Jägermeister, den er als Pöreejäger oder Büchsenspanner dienen konnte. Ein tüchtiger Waidmann wußte „erstlich sein Hirschgerecht, zweitens Jagdgerecht, drittens Holzgerecht.“ In den beiden ersten Fächern war der Jägerbursch meist wohlbeschlagen. Er wußte die zweiundsebzig Zeichen, an denen man die Fährten und Spuren des Faissthirches von denen eines Thieres unterscheiden wollte, er verstand den Pürschgang, konnte das Wildpret kunstgerecht aufbrechen und zerwirken und kannte die besten Witterungen und Fallen. Auch in die waidmännische Geheimlehre war er eingeweiht. Er wußte, wie man ein Gewehr vor dem Beheren durch Kreuzwurzel sichert, mit der man den Stein füttert; ein verderbtes Rohr vermochte er durch Auswischen mit einem Sperlingskopfe, der in die Esse gehängt wurde, zu entsühnen; er konnte machen, daß ein Gewehr rasch tödte, er ließ nämlich eine Blindschleiche im Laufe verenden und schoß sie in die Luft. Um holzgerecht zu sein, bedurfte es wenig genug. Unter den zweiundzwanzig nothwendigen Eigenschaften eines Waidmanns, die ein altes Buch aufzählt (sie heben mit der Gottesfurcht an und schließen mit der Liebe zu den Hunden und der Sorge für gute, reinliche Gewehre) kommt die Liebe zum Forste gar nicht vor. Die Bäume galten dem damaligen Förstern nicht mehr, als die Wellen dem Fischer. Der Wald ist unerschöpflich, so war der allgemeine Glaube, man braucht nur Gassen hineinzuhauen, dann wächst er um so stärker, wie ein oft gescherener Bart. Deshalb war der Jägerbursch nicht karg mit dem Anweisen von zu fallenden Bäumen. Sein Sold bestand hauptsächlich aus Anweise-, Fang- und Schußgeldern. Der Dienst war sauer genug. Der Bursch mußte dem Förster Pferd und Stiesel putzen, und Tag für Tag in den Forst gehen. Im Sommer und Herbst verbrachte er jeden Morgen auf der Pürsch, im ersten Frühling schlief er alle Nächte in einer Holzmacherhütte auf Reißig, um die balzenden Auerhähne zu verhören, die der Förster oder ein gnädiger Herr schießen wollte; ganze Winternächte mußte er in einer

eiskalten Fuchshütte zubringen, um den Feind der Hasen und Auerhähnen zu erlegen.

Hatte sich nun ein Jägerbursch in mehrjährigem Dienst als geschickter Waidmann bewährt, hatte er besonders bei einer großen Jagd durch Anstelligkeit und Eifer das Wohlwollen eines Jägermeisters gewonnen, so erhielt er eine ledig gewordene Försterstelle, auf der er sein früheres Leben nur etwas bequemer fortsetzte und gewöhnlich einen oder mehrere Söhne für das edle Waidwerk erzog.

Das Hauptstreben eines Försters war auf die Erhaltung einer guten Wildbahn gerichtet. Besaß er eine solche in seinem Revier, so konnte er glückliche Firschgänge halten und den hohen Herrschaften mit einer guten Jagdluftbarkeit aufwarten. Er war deshalb stets den Wildschützen auf dem Dache, die sich zuweilen aus weiter Ferne in sein Revier einschlichen; tief im Forste soll ein Baier verschart liegen, der seine Jagdlust mit dem Tode küßte. Daß die Feldfluren dem Wilde als nächtlicher Weideplatz dienten, fand ein Jäger der alten Schule ganz in der Ordnung, die Felder waren ja ursprünglich nur Waldrodungen gewesen; daß man sich aus dem Zorne der Bauern nichts machte, zeigt folgender Waidmannspruch:

So ho, ho ho, mein lieber Waidmann,
Was hat der edle Hirsch heut zu Felde gethan? —
So ho ho, mein lieber Waidmann,
Das will ich dir wohl sagen an,
Er hat geäset den Hafer und das Korn,
Das erwecket dem Bauer manch großen Zorn.

Der Zorn muß aber in den Gebirgsbauern sehr wohl begründet gewesen sein; fand man doch für einige von Wald umschlossene Güter wegen des argen Wildschadens keine Pächter mehr. Wie die Flur, so galt auch der Wald fast nur insofern etwas, als er Wohnung und Nahrung für das Jagdwild bot. Ein Förster der Umgegend, der in der Mitte einer vom Winde gefährdeten Bergwand einen bedenklichen Kesselsieb angelegt hatte, verantwortete sich mit dem Ausrufe: „Wo sollen sich denn meine Hirsche trocken, wenn sie sich des Nachts im Feld ernährt haben?“

Die Festzeit des Jahres war für den Förster die Woche, welche die hohen Herrschaften im Reviere verlebten, obgleich er dann die unbequeme Gala-Tracht fast nicht vom Leibe bringen durfte. Gewöhnlich führte er die Herrn zu Firschgängen auf Hirsche, die er vorher „bestätigt“ hatte und freute sich höchlich, wenn der hohe Jagdliebhaber glücklich war und seine Hunde belobte. Dabei hatte der Förster, wenn er auch nicht zur Tafel gezogen wurde, doch Gelegenheit zu manchem kostbaren Trünke. Zuweilen wurden große eingestellte Treibjagden

veranstaltet, bei denen die Förster und Dorfbewohner mehrerer Kreiere mitwirken mußten. Hunderte von Menschen trieben mit Hilfe kostspieliger Vorrichtungen von Lärchern und Nezen ganze Kubel Wild in einen „Kauf“ zusammen, so daß die geängsteten Thiere dicht vor den unter einem Schirm stehenden Jägern vorüberrennen mußten. Zu Dutzenden fielen die Hirsche, manche rammten lahmgeschossen oder mit heraushängenden Eingeweiden umher, bis sie ein Waidmann abfang. Wir entrißten uns über die Stiergefechte der Spanier, deren grausames Spiel wenigstens Muth erfordert, und bedenken nicht, daß unsere Großeltern solchen großen Jagden gern zusahen und den davon melbenden Berichten mit höchster Spannung lauschten. Nach dem Halali fand ein Gericht über die Jäger statt, welche sich wider die Waidmannssprache vergangen hatten. Die Schuldigen mußten sich über einen Hirsch legen und erhielten „drei Pfunde“ mit dem Waidmesser. Beim ersten Schlag rief man: „das ist für den durchlauchtigsten Fürst,“ beim zweiten: „das ist für Ritter, Reiter und Knecht,“ und beim letzten: „das ist für das edle Jägerrecht.“ Dann erhob man ein Waldgeschrei und der Bestrafte bedankte sich mit einer Verbeugung. Der Verkehr der vornehmen Herren unter sich und mit den Forstleuten war bei solchen Gelegenheiten ziemlich ungezwungen, zuweilen ließ man alles Hofceremoniell fallen. Gewöhnlich hatten die Prinzen und ihre Cavaliere bei solchen Jagdlustbarkeiten vereinbart, sich mit erdichteten Namen anzureden; bald trugen sie die Namen von Himmelszeichen, Vögeln oder Pflanzen, bald die von Artsrittern und berühmten Forstleuten; einmal stellten sie die Führer der amerikanischen Revolution vor und ließen sich La Fayette und Washington rufen.

Von dem Geiste, der unter den Jägern der Vorzeit herrschte, mögen einige Stellen aus der einst berühmten Jäger-Practica Döbel's vom J. 1746 zeugen.

„Da nun die Fürsten hier auf Erden Götter sind, auch selbst in der Schrift so genennet werdet, so kann es nicht anders sein, als daß ein besonders ausnehmendes, von den gemeinen und täglich vorkommenden Ergößlichkeiten ganz abgesondertes Vergnügen sich zu eignen, und sind diejenigen böse, undankbare, ungehorsame und strafbare Unterthanen, die Sie in der durch ihre Regiments-Sorgen erleichternden Anmuth stöhren und hindern oder ihnen dieses Plaisir rauben und entwenden wollen.“

Die Dehnbarkeit der standesgemäßen Sittlichkeitsbegriffe erhellt aus folgendem Ausspruche: „Es ist zwar bekannt, daß die Sommerhitzen Tage, deren der Waidmann auch viele ausstehn muß, den Menschen zu vielem Trinken Anlaß geben. Jedemoch muß er sich dergestalt zu mäßigen wissen, daß er sich nicht beständig toll und voll saufe.“ —

In der Ausnützung der Wälder hatten die Forstleute mit dem Anfang des

18. Jahrhunderts rasche Fortschritte gemacht. In der ältesten Zeit galt die Plänterwirthschaft, man hieb aus den Beständen einzelne erwachsene Bäume heraus, die man gerade bedurfte. Bald fand man die Kahlhiebe viel bequemer und ergiebiger. So wohlfeil auch das Holz war, so gab doch eine abgetriebene Bergwand einen schönen Erlös und Förster und Jägermeister erhielt von jeder Klastern einen Groschen Anweisegeld. Ein Förster, der viel schlagen lassen konnte, erwarb sich nicht blos ein Belobungsschreiben wegen guter Waldwirthschaft, er vergrößerte auch sein Einkommen beträchtlich und hatte fast keine Mühe dabei. Jeder Kauflustige durfte sich die Stelle im Revier ansuchen, wo er Holz wünschte; es kam vor, daß man dem Hammerwerksbesitzer die Anlegung von Schlägen völlig überließ und sich mit der Meldung begnügte, wie viel Klastern sie bezogen hätten. Da trotz des Verbrauches der Hämmer und Hütten, trotz der Pottaschenfiederei und Theerschwelerei im Lande nicht genug Holz zu erwerben war, so wurde dem fernen Niederlande, wo schon hier und da, weil die Bauern ihre Holzgelänge zu stark angegriffen hatten, Holzmangel herrschte, viele Tausende von Klastern zugeführt. Für den Wiederanbau kahlabgetriebener Flächen geschah nichts, höchstens ließ man etliche Saamenbäume stehen. Die mittelwüchsigen Fichten wurden von dem Harzscharrern, welche die Nutzung um einen Spottpreis in Pacht hatten, schwer angegriffen; oft sah man Fichten, die sich aus acht bis zehn mannslangen Arrissen verbluteten und dadurch verkümmerten, wie die von Hirschen geschälten Bäume der Thiergärten. Zu all diesen Beeinträchtigungen des Forstes kamen unheilvolle Naturereignisse, gewaltige Windbrüche und Waldbrände.

Da mußte endlich auch den blödesten Augen deutlich werden, was Fernsichtige schon lange geahnt hatten: der Forst war überhauen. An die Stelle des dichten Hochwaldes, der einst alle Berge bekleidete, waren an vielen Orten klägliche Scharten und Blößen getreten, und man mußte hier und da Mittelholzer angreifen, um die Flöße zu beschicken. Die Wildbahn war gut, der Forst schlecht bestellt. Oberflächliche Vermessungen und Beschäftigungen durch fremde Forstleute, welche durch die Oberbehörde veranlaßt wurden, bestätigten nur, was vielen Laien schon lange geahnt hatte.

Aber trotz der traurigen Gewißheit der Waldverwüstung gelangte man nur sehr allmählig zu einer sparsamen, geregelten Wirthschaft. Mit Nichts lernt einmal der Mensch so schwer haushalten, wie mit einem Lotteriegewinn und einem Walde. Selbst der geizige Bauer, der sich seinen Kindern zu Liebe keinen Trunk Bier gönnt, kann sich schwer entschließen, seinen Nachkommen Waldbäume aufzusparen. Als Helfer in der Noth erstand eine junge Wissenschaft, ein Kind der bösen Zeit, das eine bessere hereinzuführen bestimmt war. Nach den unbesonnenen

Versuchen, welche Flemming, Beckmann, Dettelt und Andere für die Abschätzung und nachhaltige Bewirthschaftung der Forsten gemacht, schufen Burgsdorf, Hartig und Cotta — lauter Forstleute, welche heim Dienste von untenauf den Wald kennen gelernt und lieb gewonnen hatten, — die Forstwirtschaftslehre, eine Wissenschaft, die mehr als irgend eine andere eine rein deutsche Schöpfung ist.

Das Bedürfnis und Streben nach Verbesserungen der Forstwirtschaft lag, wie jeder große in einem Zeitalter keimende Gedanke, gleichsam in der Luft; selbst ohne Auftrag von obenher sungen wadere Förster an, Heilungsversuche zu machen. Mit der Anpflanzung von Blößen ging in dieser Gegend ein Nachbarforst voran. In unserem Revier legte ein tüchtiger Förster von ungewöhnlicher Bildung den Grund zur bessern Wirthschaft. Er war noch ein Waidmann der alten Schule, der einen Lehrling unbarmherzig ohrfeigte, wenn er gegen Waidmannssprache und Sitte verstieß; einem Knaben, der beim Beeren sammeln jandzte, einen Fuhrmann, der im Walde klastete, einen Jäger, der blos zur Uebung im Forste schoß, strafte er eigenhändig wegen der Störung der Wildbahn ab. Aber neben der Jagd, die amoch reich bestellt war (er erzählte von Kubeln von siebzig Hirschen, die er in seiner Jugend beisammen gesehen), lag ihm die grüne Welt am Herzen. Er folgte seinem Nachbar in der Anpflanzung von Blößen und führte, zuerst unter seinen Berufsgenossen der Heimat, im Jahre 1780 eine regelrechte Saat aus, deren Stätte noch heute den Fremden gezeigt wird. Im Anfang des neuen Jahrhunderts maß und schätzte er aus eigenem Antrieb seinen Forst. Mit edler Uneigennützigkeit (er starb ohne Vermögen zu hinterlassen) widersetzte er sich übermäßigen Angriffen der Bestände. „Ich bin Förster, und das geschieht nicht!“ So rief er entrüstet aus.

Als eine streng geregelte, auf sichere Nachhaltigkeit zielende Forstwirtschaft durch allgemeine Maßregeln für alle Reviere des Landes eingeführt wurde, fand mancher alte Herr, der seine Schule im vorigen Zeitalter gemacht, die Neuerung wenn nicht unnöthig, doch lästig. Sonst war man nicht viel mit Schreiberei und Zahlenwerk geplagt gewesen, jetzt galt es Betriebspläne durchzudenken, Berichte zu entwerfen, Rechnungen zu führen. Das wurde Einzelnen, die lieber die Büchse als die Feder führten, waidlich sauer. Ein Veteran öffnete, wenn er einen Bericht abfaßte, stets das Fenster neben sich, um nicht zu sehr in die Hitze zu gerathen; mit der immer wechselnden Orthographie, die er noch stärker haßte als die neuen französischen Moden, fand er sich dahin ab, daß er da, wo harte und weiche Laute in Frage kamen, stets gemischte Doppelschreibungen wählte, da mochte sich jeder Leser wählen, was ihm am besten dünkte.

Weit schwerer als die Förster gewöhnten sich die Dorfbewohner an die neue Ordnung. Die Ansicht, daß der Wald uner schöpfflich sei und daß es im Forste

nach altem Brauch nicht so genau genommen werden dürfe, war allgemeiner Glaube geworden. Nun sollten Tristrechte und Waldnutzungen jeder Art streng geregelt und überwacht werden, die Holzpreise stiegen und man konnte nicht einmal für sein schweres Geld so viel beziehen, als man wünschte. War das nicht ein schreckliches Zeigt im Vergleich mit dem reichen Sonst? So kam es, daß die Amtsleute an den Forststrastagen vollauf mit Frevlern zu thun hatten und daß zu der Zeit, wo sich hier und da auf kurze Zeit alle gesetzliche Bande zu lösen schienen, verbrecherische Angriffe auf die Forsten und ihre Hüter stattfanden.

Indeß schienen sich nunmehr die Verständigen von der Nothwendigkeit der neuen hausfälligen Einrichtung überzeugt zu haben. Die Forstfrevler haben sich — wol zum großen Theil durch das raschere mündliche Gerichtsverfahren — so bedeuend gemindert, daß wir, wenn diese erfreuliche Thatsache ebenso von andern Feldern des Rechtslebens gälte, mit Stolz auf unser Zeitalter blicken dürften. Die Waldungen sind in der trefflichen Pflege gebildeter Männer, von denen viele ihren Beruf mit wahrer Begeisterung üben; die Wildbahn freilich ist bis auf geringe Reste zusammengeschwunden, aber der Forst gebeiht auf das Beste, so daß wir, trotz der außerordentlich vermehrten Zahl derer, die Holz begehren, bei weiser Sparsamkeit hoffen dürfen, den Nachkommen ihr eisernes Kapital unverfehrt, ja verstärkt zu hinterlassen.

Und dieses tröstliche Bewußtsein entschädigt für manchen Wegfall, den der Liebhaber alter „Walddromantik“ im heutigen Forste vermißt. Wer die urthümliche wilde Natur des Waldes anschauen will, muß jetzt freilich wenigstens bis zu den Karpathen reisen; wer sich aber am freundlichen Verkehr mit einem schauerlosen Walde begnügt und seine Freude daran hat, zu erkunden, wie der Mensch gelernt hat, „das höchste Geschenk, das die Götter dem Menschen verliehen“ (so bezeichnet Plinius den Wald) dankbar zu bewahren und weise zu verwerthen, der findet in jedem deutschen Forste Gelegenheit zu erquicklichen Anschauungen und, falls er das Glück hat, einen mittheilsamen Forstwirth zu treffen, reichen Stoff zu genussreichem Lernen.

Besucht man ein Revier im tiefen Winter, so trifft man wahrscheinlich den Förster daheim mit Plänen und Rechnungen beschäftigt. Gern zeigt er uns die Karte seines Forstes, auf der die Bestände nach ihren Altersklassen wie kleine Provinzen abgetheilt sind, und erklärt, wie nur aus der genauen Vermessung und Schätzung des Waldes ein ordentlicher Betriebsplan abgeleitet werden konnte. Für den gesammten Forst ist ein hundertjähriger Betrieb angeordnet. Deshalb ist der Baumvorrath in fünf Perioden vertheilt, deren Flächen und Erträge möglichst unter sich übereinstimmen, so daß für jeden dieser Zeiträume ziemlich gleich viel Bäume der einzelnen Altersklassen vorhanden sind. Aus einer solchen

Periode darf jedes Jahr nur eine bestimmte Holzmasse geschlagen werden, deren Betrag sich aus der Fläche und dem mittleren Jahreszuwachs auf dem Acker bestimmen läßt. Unser Gastfreund ist kein Liebhaber großer Schläge, obgleich sie für die Beaufsichtigung und Abräumung manchen Vortheil bieten. Er entnimmt die jährliche fällige Holzmenge lieber an verschiedenen Orten der Periode, wobei die grüne Hülle der Berge nicht so große Lücken bekommt. Wir hören wie er mit dem Zuwachse seines Forstes zufrieden ist, wie er es ohne Benachtheiligung des Haushaltes bestreiten kann, die armen Bewohner der eingeforsteten Dörfer mit Reisigstreu und mit unentgeltlich zu sammelnden Leseholze zu versorgen, wovon eine Familie durchschnittlich über vier Klaftern einträgt. Nicht ohne einiges Zögern gesteht er, daß die Jagdnutzung, die noch vor hundert Jahren hier und da als Hauptertrag der Forsten galt, selbst in seinem Reviere, das einen verhältnismäßig guten Wildstand besitzt, höchstens $\frac{1}{500}$ des Werthes der Holznutzung betrage. Dann zeigt er uns, wie der wohlüberdachte Wirtschaftsplan leider gar oft durch Schneedruck, Windbrüche und andere Ereignisse gebeugt wird und umgestaltet werden muß.

Gern begleitet uns der Förster auf einem Ausflug in den Forst, soweit die Schneekruste hart genug ist, um uns zu tragen. Wir besuchen Bestände, die vom Winter schwer gelitten haben. Die überglasierten Fichtenwipfel, die auf dem Pfade umherliegen, hat ein Nordwestwind abgeknickt, als sie vom Ost mit krystallinem Raubreif überzogen waren; in dieser jungen Pflanzung erliegen Hunderte von jungen Bäumchen dem Drucke der Schneemassen, die sich lawinenartig darauf gehäuft haben. Da wird im Frühjahr manche lückenhafte Reihe zu ergänzen sein. In der Nähe des Flossbaches treffen wir Holzhauer, welche den mit Scheiten schwer beladenen Schlitten geschickt den Berghang hinablenken und seine Last dort absetzen, von wo sie im Frühjahr zu den holzbedürftigen Bewohnern des Niederlandes schwimmen soll. An der sonnigen Wand eines milden Berges sehen wir einzelne Arbeiter beim Baumfällen und belauschen das Red, das nahe an den sägenden Männern die Knospen einer umgestürzten Buche insuspert.

Rechtes Leben erwacht im Gebirgsforst erst dann, wenn die Mistelbrosfel zu flühen anfängt, wenn der schmelzende Schnee die Bäche und Sammelteiche schwellt, und wenn die trübe Fluth die gläsernen Zierathen der Wasserfälle wie unnützen Tand hinwegsegt. Dann beginnt die Flöhe. Die besteht im Gebirge nicht, wie auf dem Flusse des sanften Thales, aus ruhig dahinschwimmenden Häringschwärmen von Scheiten; hier hezen und poltern die Schwimmer hastig und wild im felsigen Bette des Gebirgsbaches hinab, der durch die Vorräthe des Sammelteiches mächtig verstärkt ist; manches Holzstück prallt in kühnem Rachsprunge

wieder in die Höhe und schnellst an die Ufer. Mehr als hundert Menschen sind beschäftigt, Scheite in den Bach zu werfen und die strandenden durch Stöße mit Stangen und Haken flott zu machen. Das Brausen des Baches, das Poltern der springenden Scheite, das Rufen und Jauchzen der in allerlei kühnen Stellungen auf Felsblöcken und Uferändern aufgestellten Menschen macht die Gebirgsflöße zu einem unvergesslichen Schauspiel.

Wenn der Frühling weitere Fortschritte macht, die Wiesen zu grünen anfangen und die Lärchenbäume ausschlagen, beginnt die lustigste Forstarbeit, die einzige, an der Mädchen und Frauen Theil nehmen, das Pflanzen. Mehr als hundert Menschen, vom Knaben- bis zum Greisenalter sind beschäftigt, die zarten, dem Beet entnommenen Pflänzchen, an die Standorte zu versetzen, an denen einzelne zu riesiger Höhe erwachsen, weit zahlreichere Mengen dagegen durch Käse- und Kirschen- oder Krantheit in früher Jugend oder im mittleren Alter durch die rücksichtslose Mitwerbung ihrer Nachbarn eingehn werden. Die Bäume, an deren Stätte diese Pflanzen treten, haben das Jahr 1789 und die folgenden inhaltschweren Jahre durchgemacht; was werden diese Neulinge in den nächsten drei Menschenaltern erleben? Beim Pflanzen eines Baumes wird man solche Zukunftsgebanten nicht los. Möge ihre Ernte durch so fröhliche Menschen besorgt werden, wie heute ihre Pflanzung! Häufig erschallt aus den regen Gruppen der Pflanzleute helles Lachen über einen glücklichen Spaß, bald stimmt eine frische Kehle eine Weise an, in die viele Sängler einfallen; selbst der grauköpfige Holzhauer brummt das Lied mit, das er als Knabe von seiner Mutter gelernt hat. Kommt die Mittagsstunde, so drängt sich alles zum Feuer, das ein vorsorglicher Arbeiter aus einem langen Walle von Meißig und Spänen geschürt hat. In Hunderten von Töpfchen siedet und brodelt das schlichte Mittagsgewicht, an dem sich die Arbeiter laben wollen. Der Förster erklärt uns indessen die Gründe, warum er seine Pflanzungen in Reihen von diesen Entfernungen anlegt, er erzählt die Streitigkeiten der „Lichtfreunde und Dunkelmänner“ über weites und dichtes Pflanzen und zeigt, welche Rücksichten auf die Verlichkeit zu nehmen sind. Dann führt er uns zu früheren Culturen, deren buschige Stämmchen schon ihren Bodenraum beschatten und dadurch das sie umringende üppige Unkraut vernichten, hierauf zu dichten Reihen schlanker Pflanzen, zwischen denen schon die Herden weiden dürfen, weiter zu frankten, vom Käsefläfer benagten Fichtenpflanzen, dann zum jungen Dickicht, in dem schon durch den Schatten der jungen Kronen die untersten Aeste der Stämmchen abzusterven beginnen und endlich in ein Stangenholz, das in diesem Jahre zum ersten Male durchforstet werden soll. Wir beschauen dabei eine wahre Stufenleiter der Baumalter, ein ergreifendes Abbild des Menschenlebens.

Etwas später im Frühling wird das Säen vorgenommen. Tannensamen und Bucheln sind schon im Herbst in die Beete eingebettet worden, wo sie unter dem Schatten alter Bäume heranwachsen sollen. Heute beaugenscheinigen wir die Ausfaat von Fichten und Kiefern und von verschiedenen Laubbäumen, die ein schönheitsförmiger Forstmann, wenn ihm auch nicht vergönnt ist, große gemischte Bestände zu erziehen, wenigstens an den Säumen des dunkeln Nadelholzwaldes als Schmuckbesatz anpflanzt.

Nächst das Frühjahr höher an den Bergen empor (leider wird es oft vom Nordostwind und von Schneeschauern wieder zurückgetrieben), so mehren sich die Geschäfte des Försters im Walde von Tag zu Tag. Die Bewohner der Gebirgsdörfer, deren Fluren klein und ärmlich sind, könnten schwerlich bestehen, wenn ihnen nicht der Forst als Wiese diene. Hier weiden ihre Heerden vom Mai bis September, hier rupfen und mähen sich die armen Frauen Winterfutter für ihr Melkvieh. Nun verlangen die Hirten, daß ihnen der Förster Triftplätze anweise. Da gilt es gemessene Erlaubniß erteilen und strenge Aufsicht führen, damit nicht junge Bestände leiden. Von nun an sehen wir jeden Morgen große Heerden brauner, rehartig schlanker Kühe und muthwilliger Ziegen bergan ziehen und hören ihre harmonischen Glocken und Schellen im Walde widerhallen.

Spätestens im Mai ersuchen die Köhler den Förster um Anweisung von Meilershätten und von Bauholz zu ihren wetterfesten Blockhütten, in denen sie sechs Monate lang hausen wollen. Sie bedürfen eines windstillen Ortes in der Nähe einer Quelle und erhalten meist einen so schönen aussichtreichen Bauplatz, daß man gern mit ihnen siedeln möchte. Zur Verfohlung erhalten sie gegenwärtig meist nur geringe Hölzer, welche tief in den Hinterbergen liegen, so daß sie als Scheite und Stöcke nur schwierig abzufahren wären.

Gegen Ende des Mai beziehn auch die Harzscharer ihr Arbeitsfeld. Diese Nomaden des Forstes wandern obdachlos umher, um Fichten anzuritzen und den erstarrten balsamischen Saft in Rindengefäße zu sammeln. Die Nächte verbringen sie im Freien, indem sie sich in ein Dickicht verkriechen; nur am Sonnabend besuchen sie ihr Dorf und schlafen einmal auf weicherem Lager, als ihnen sonst das Waldmoos bietet. Der Förster hat sorgsam zu überwachen, daß sie nur solche Fichten anreizen, die bald zum Abtriebe kommen sollen, und daß sie keinen Stamm durch zu viele und zu tiefe „Lachen“ verwunden. Wir freuen uns, vom Förster zu erfahren, daß diese und andere Vasallen des Waldes sich höchst selten einer Uebertretung der Forstpolizei-Gesetze schuldig machen.

Weit öfter als die Köhler und Harzscharer besucht der Förster die eigentlichen Centeleute des Waldes, die Holzhauer. Im Frühjahr stellt er ältere erfahrene Männer zur Durchforstung an, damit sie aus den dichten Stangen-

hölzern, deren Boden nie von einem Sonnenstrahle getroffen wird, die überzähligen Stämmchen ausmerzen, um durch Beseitigung der Schwächlinge den kräftiger wachsenden Fichten größern Spielraum zu gewähren. Eine schwerere Arbeit haben die anderen Holzhauer, denen das Fällen der vollwüchsigen Bäume übertragen ist. Vom Morgendämmer bis zum Grauen der Nacht handhaben sie die wichtige Art und die kreisende Säge, um am Sonnabend in ihren Arbeitsbüchern eine wackere Anzahl von Klastern eintragen zu können. Aber so hauer ihr Geschäft ist, wir müssen ihnen Recht geben, wenn sie es dem Leben in dumpfen Stuben der Hütten oder in dunstigen Fabrikräumen vorziehen. Keine Gebirgsluft, vom Hauche des Harzwaldes und der Erdbeeren durchduftet, köstliches Quellwasser, ein stetes liebliches Konzert von Drosseln und Baumlerchen, ein erquickliches Ruhestündchen zu Mittag, eine leidlich wetterfeste Schlafstütte unter einem Kibdenzelt und wöchentlich zwei Besuche des Heimatdorfes, wo ihn die kleinen Bequemlichkeiten seiner Hütte doppelt anmuthen, dabei ein zwar nicht ansehnlicher, aber auch fast ununterbrochener Verdienst — dies sind die Lichtseiten seines Berufes, die uns der heitere Holzhauer aufzählt, während er sein bescheidenes Mittagsmahl bereitet, welches Tag für Tag aus einfacher Suppe, Kartoffeln oder Mehlbrei besteht. Im Juli ist gewöhnlich die größere Hälfte des Jahreswerkes vollbracht, die Stämme liegen als Blöcke darnieder, Wipfel und Nester sind in regelmässigen Klastern aufgespeichert, der Förster hat die vorhandenen Holzvorräthe mit dem Waldhammer gestempelt und numerirt. Nun schreiten die Holzhauer zu der mühseligsten Arbeit ihres Berufes, welche ihre Voreltern noch nicht geübt haben. Sonst, wo Brennholz in Ueberfülle vorhanden war, ließ man die Stummel der abgefügten Stämme sammt ihren Wurzeln ungenutzt verweisen. Noch ragen in vielen jungen Beständen die halbvermoderten Stumpfe alter Stämme, in deren lockerer Baumerde junge Fichtenpflanzen üppig erwachsen. Jetzt werden die brennstoffreichen Stöcke sorgsam ausgegraben und zerkleinert. Das ist eine Arbeit, deren Mühseligkeit zum Sprichwort geworden ist. Weniger bekannt ist aber, daß sie auch viel Ueberlegung und feinen Schick erfordert. Nur ein Arbeiter, der sich in die wunderlich knorrige Verästelung der Wurzeln verschiedener Baumarten einstudirt hat, vermag rasch und wirksam einem Stocke beizukommen.

Zur Zeit der Weinlese findet im Forste, wenn die Bäume nicht ein ganz unfruchtbares Vorjahr hatten, die Samenernte statt. Dies ist eine so gefährliche Arbeit, daß es dem Neulingszuschauer dabei fast mehr graut, als wenn er den Schieferdecker einen Thurm erklettern sieht. Der Kustelsteiger (meist ein im Klettern besonders gewandter Holzhauer) erklimmt auf einer rohen Waldleiter, die aus einem an Aststummeln reichen Stämmchen besteht, die Krone der Nadel-

bäume und pflückt die an den schwankenden Zweigen sitzenden Zapfen ab. Manche Tannenzapfen kann er nur dadurch erlangen, daß er sie mit einem Säbel abhaut und durch seine Knaben auffammeln läßt. Ist ein Samenbaum abgeleert und ein anderer in der Nähe, so nimmt sich der Kustelsteiger nicht die Zeit, herab- und wieder hinaufzuklettern; er setzt den Wipfel, an dem er sich anklammert, so lang in pendelartige Schwingungen, bis dieser dem Nachbarwipfel nahe kömmt und erfaßt denselben mit einer Kühnheit, die dem Zuschauer das Haar sträubt, um sich darauf überzusetzen. Die gesammelten Zapfen werden in einer gebeizten Stube getrocknet und durch Schütteln in einem Rade von den geflügelten Samen befreit.

Mit dem October sind die hauptsächlichsten Geschäfte des Försters im Walde beendet. Er weist noch die Stellen an, wo die grünen Fichten- und Tannensäße abzuschneiden sind, welche die armen Dörfler begehren, um ihre Hütten mit einem warmhaltenden Wintermantel zu verhüllen und durchschreiten den Forst nach allen Richtungen, um die Leseholtzammer zu überwachen, die durch die Nähe des holzfressenden Winters zu Uebergriffen verleitet werden könnten. Gewöhnlich bekleidet sich schon in diesem Monate der Gebirgsforst mit seinem Schneegewande.

Nun ist der jährliche Kreislauf der Forstgeschäfte vollendet, der den Förster auf Hunderten von Gängen durch alle Theile seines Reviers geführt hat. Dabei lernt er seine Wälder gründlich kennen, er findet sich in finst'rer Nacht auf den unwegsamsten Steigen zurecht, er ist nicht blos mit den Felszinnen und den durch Alter oder sonderbare Bildung ausgezeichneten Bäumen vertraut, er hat auch von jeder Pflanzung, von jeder Altersklasse seiner Bestände so treue und genaue Anschauungen gewonnen, daß er beim Vorüberschreiten im Nu erkennt, wenn sich durch Naturereignisse oder durch Frevel Etwas verändert hat.

Natürlich ist unser Förster zugleich Waidmann. Er geht im Frühjahr auf den Schnepfenstrich und auf die Balz der Auer- und Birkhähne, er pürscht im Sommer und Herbst den Rehbock und verfolgt im Winter die eingeschneiten Hasen und Füchse. Aber die Jagd ist ihm nicht Lebensaufgabe, sondern nur gelegentliche Erholung, wie wenn ein Gärtner nebenher Schmetterlinge für seine Sammlung fängt.

Das Dichten und Trachten eines echten Försters ist auf den Forst gerichtet, dessen Schätze er zu erhalten und zu mehren sucht, ohne daß ihn die Aussicht auf Gewinn leitet. Denn er ist zum Verwalter eines Gutes bestellt, an dessen Erträgen er keinen Antheil hat. Was den Wald beeinträchtigt, seien es schädliche Thiere, Vogelsteller oder Holzfreoler, verfolgt er mit unnachsichtiger Strenge und fürchtet nicht den Ruf eines rauhen und harten Beamten, wenn es das Wohl

seiner Bäume gilt. Mit Eifer erkundet er aus Zeitschriften und aus den Verhandlungen der forstlichen Vereine, welche ihn zu seiner Freude öfter mit Gesinnungsgenossen im grünen Rock zusammenführen, wie man es in andern Gegenden treibt, und sucht das, was für die Verhältnisse seines Revieres paßt, zu verwerthen.

Aber so innig er seine Bäume liebt, er ist kein geiziger Liebhaber, der seine Pflanzen nur deshalb erzieht, um sich an ihrem Wachsthum zu erfreuen und auf die Erfolge seiner Pflanzen stolz zu thun. Der Wald ist ihm ein Nutzgarten, der seine Eingeforsteten mit Nahrung, Wohnung und Heizung versorgen soll.

Zunächst liegen ihm seine Walbarbeiter, die Vasallen des Forstes, am Herzen. Es ist keine leichte Aufgabe, die Forstarbeiter so zu vertheilen, daß all die arbeitslustigen Männer (der ständigen Holzhauer hat er allein gegen achtzig im Revier) keine erzwungenen Feiertage haben, und durch Gebüldöhne zu bewirken, daß der Fleißige den gebührenden Verdienst erhalte. Oft beschäftigt ein Förster beim Pflanzen und Säen und bei Wegbauten mehrere hundert Menschen. Nur selten, und zwar dann, wenn die Fabriken außerordentlich gut gehen, fehlt es an Arbeitern und müssen aus der Nachbarschaft Gehilfen bezogen werden; meistens ist das Angebot stärker als der Bedarf. In Jahren der Geschäftsstockung erscheinen fast täglich Arbeitsuchende in der Forstrei. Wenn es irgend möglich ist, gewährt der Förster solche Gesuche und nimmt, soweit es das Budget erlaubt, Arbeiten vor, die sonst wohl noch Jahrelang verschoben worden wären; aber zuweilen kommt er auch in die traurige Nothwendigkeit, zu verwehren oder abzuweisen.

Dem Laien, der zum ersten Mal in einem der gastfreundlichen Forsthäuser weilt, erscheint der Förster wie ein Kaufmann, den die Kunden derart befürmen, daß er nicht alle befriedigen kann. Allständlich klopft Jemand, der ein Anliegen hat. Der Eine möchte Reisigstreu haben, der Andere Stockholz, der Holzarbeiter bittet um gutspaltiges Werkholz, ein Vierter will Zaunpfähle, ein Anderer Hopfenstangen, und Jeder ist des Gewünschten so bedürftig, daß er kaum die Zeit bis zum Tage der Abpostung erwarten kann. Der Herr Förster wird gebeten und gedrängt von allen Seiten. Da erscheint es oft schwer, in stiller Ruhe den Haushaltungsplan im Auge zu behalten und das in einem Jahre zu Veräußernde nach Billigkeit zu vertheilen. Erleichtert wird die oft undankbare Aufgabe durch die gesetzlichen Einrichtungen, daß für den Bezug gewisser Erzeugnisse ein Schein der Ortsbehörde erfordert wird, der das Bedürfnis erhärtet. Aber in den meisten Fällen würde der Förster, der sich durch jahrelange Amtsverwaltung mit den Verhältnissen fast aller Eingeforsteten vertraut gemacht hat, einen solchen Nachweis gar nicht bedürfen. Im Frühling postet er die Bau- und Werkhölzer ab; die Säge-

müller erhalten im Juli und August ihren bestimmten Satz, nachdem die Schwefelholz-, Schindel-, Schachtel- und Kistenmacher nach Kräften versorgt sind; im August werden die Brennholzler an die Gemeinden, später an die Eisenhämmer und Fabriken vertheilt. Die Armen dürfen manche Walberzeignisse unentgeltlich oder zu ermäßigten Preisen beziehen. Im Sommer sammeln fröhliche Kinder Körbe voll Beeren, die als Zukost und Handelswaare dienen, im Herbst tragen sie Pilze ein, die leckere und nahrhafte Speisen geben.

So ist denn unser Forst ein Arbeitgeber und Versorger von mehreren Tausend Menschen und der Förster der Gegenwart stellt den getreuen Haushalter dar über all die Schätze, welche die gültige Natur den Bewohner des rauhen Gebirgslandes zugetheilt hat. Das ist gewiß eine so edle, würdevolle Stellung, daß sie den heutigen Forstwirth für manchen Wegfall alter Waldromantik entschädigt. Sonst war der Förster ein rauher Jäger, dessen Wirken nicht viel höher stand, als das eines kupferbraunen Elk- und Büffeljägers; jetzt stellt der Förster einen Baumpfleger und Schatzverwalter dar, der eine milde Stiftung der Natur zum Frommen der Gesellschaft wahrnt und verwaltet, so daß ihre Zinsen in jeder ferneren Zukunft wie heute den Bedürftigen zu gute kommen.

Die Stellung des Försters, dessen Leben im frischen grünen Walde und im Verkehr mit schlichten, offenherzigen Menschen manchen beneidenswerthen Reiz hat, ist indessen nicht ohne Schattenseite. Vielleicht die dunkelste Stelle derselben ist die, daß die große Menge den Werth des Waldes und die Nothwendigkeit des strengen Forst-Haushaltes nicht erkennt. Zur Verbreitung gesunder volkswirtschaftlicher Kenntnisse beizutragen, ist aber nicht Aufgabe bloß der Schriftsteller und Lehrer, sondern aller Gebildeten des Volkes. Und fürwahr, kemten Viele das Leben und Walten der Forstleute der Gegenwart näher aus eigener Anschauung, so würde es nirgends an Freiwilligen mangeln, die sich angelegen sein ließen, Jung und Alt zur Werthschätzung und Schonung der Wälder zu erziehen.

Das wäre gewiß einer der schönsten Vorzüge, die wir der Gegenwart im Vergleich mit der Vergangenheit nachrühmen könnten, wenn wir sagen dürften: Bei uns ist der Forst, den uns die Vorältern vermacht, dessen Nutzen wir Alle genießen, den wir der Nachwelt als ungeschmälertes Erbe hinterlassen sollen, ein Heiligthum, über das die Volksstimme ihre schirmende Hand breitet! Sobald wir das sagen dürfen, dann hat der Forst seine gute neue Zeit.

